

Rudolf Sarasin-Vischer 1866-1935

Autor(en): Hermann Henrici

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1937

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2803cba1-8fac-4d10-a26d-29ad419bc528>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Rudolf Sarasin-Vischer

1866—1935.

Von Hermann Henrici

«Trotz aller Unvollkommenheit habe ich mich je und je bemüht, den geraden Weg zu gehen, und auch darin habe ich ein gutes Gewissen, daß ich mich immer nur für die Sache eingesetzt und nie für den Schein gearbeitet habe. Noch weniger brauche ich mir vorzuwerfen, daß ich etwa meine Person in den Vordergrund gestellt hätte. Ich hoffe auch, daß ich mir stets bewußt geblieben bin, wo die Grenzen meiner Fähigkeiten lagen. Ich wollte nie mehr scheinen und wollte nie den reellen Boden verlassen; denn alles Unrechte, aller äußere Schein und Flitter waren mir von jeher von Grund der Seele zuwider.

Eine spätere Zeit wird das Urteil darüber fällen, ob der Weg, den ich in Verfolgung meiner wirtschaftlichen Ueberzeugung eingeschlagen habe, der richtige war. Soviel glaube ich sagen zu dürfen, daß es kein Irrweg war. Wenn er auch nicht mit der Staatsstraße erster Klasse zusammenlief, so hat er doch nicht in eine verworrene, doktrinäre Sackgasse geführt, sondern immer wieder zur Freiheit der Gedanken und zur Unabhängigkeit der Arbeit.»

Als Rudolf Sarasin so in der denkwürdigen Sitzung der Basler Handelskammer vom 3. Mai 1927 von seinen Kollegen und damit auch von der Tätigkeit in einer weitem Oeffentlichkeit Abschied nahm, da war niemand, der nicht ergriffen im stillen dem Redner die Wahrheit seiner Worte bestätigt hätte. Und als am 27. November 1935 ein sanfter Tod den bis ins Greisenalter ungemein regsamen, ja oft noch im Temperament sprühenden Herrn vor einem langsamen Versiegen bewahrte, wurde einem erst recht bewußt, daß mit ihm ein ganzer und ein besonderer Mann, ein Herr

im allerbesten Basler Sinn des Wortes, dahingegangen sei, an den die Erinnerung über das hinaus, was in der Tagespresse damals lobend zu lesen war, wachgehalten werden sollte. Seinen Lebensgang und sein Wirken auf diesen Blättern festzuhalten, fällt nicht darum schwer, weil sein Biograph von einem Zuviel oder Zuwenig an Stoff bedrückt wäre. Was Rudolf Sarasin war, wofür er gelebt und was er geleistet hat, liegt klar und übersichtlich zutage: sein Beruf, seine Aemter haben es ja schon mit sich gebracht, daß er ein Mann der Oeffentlichkeit war und gewiß nicht einer, der übergangen oder übersehen werden konnte. Er selber hat es geliebt, wichtige Augenblicke, eine bedeutsame Rede, die an Erinnerungen anknüpfte, oder einen seiner prächtigen Vorträge, sorgsam, oft in einer festlichen Form, festzuhalten und auch später selber darauf zurückzugreifen. Es fehlte ihm aber durchaus die Eitelkeit derer, die mit der Menge ihrer Aeüßerungen ihren Nachruhm begründen wollen und schon zu Lebzeiten ihre eigenen Reliquiensammler werden. Wenn Rudolf Sarasins Name noch in Jahrzehnten mit Dankbarkeit genannt und wenn er sicher noch lange eine freundliche Erinnerung bedeuten wird, so darum, weil er etwas geleistet hat, weil er lebte, wie er war, weil er sich gab, wie er sein mußte, um er selber zu sein.

Die Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden, liegt anderswo als im Stoff. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, jahraus, jahrein mit ihm in engster Arbeitsgemeinschaft verbunden war und in einem ständigen Meinungsaustausch, der gegenseitige rückhaltlose Offenheit in allen Aeüßerungen über Personen und Sachen einfach zur Pflicht machte — wer so unmittelbar aus der Nähe, unter vier Augen, sah, wie ein solcher Mann seine Verantwortung nicht nur trug, sondern sie auch immer spürte und wohl hie und da unter ihr litt, der kommt von diesen Eindrücken nie mehr los und möchte nur die rückhaltlose Verehrung sprechen lassen. Aber er wird gehemmt von der Erinnerung, daß niemand dem Personenkultus in irgendeiner

Form abgeneigter gewesen ist als gerade Rudolf Sarasin, und daß wenige Leute so nüchtern, ja so unbarmherzig gerade über Personen geurteilt haben wie er, um sich ja durch nichts, was unsachlich und unecht sein konnte, blenden zu lassen. Nichts war Rudolf Sarasin widerwärtiger als jenes wortreiche Geklingel, mit dem man morgen schon vergißt, was man heute gelobt hat.

Es ist mehr als nur die Erfüllung eines Versprechens, das er sich bei unserem letzten Beisammensein geben ließ, es ist die Ueberzeugung, ihn damit am meisten zu ehren, wenn hier so über ihn geredet und geschrieben wird, wie er es vielleicht selber hätte gelten lassen. Daß er dabei so oft wie möglich selber zum Wort kommt, wird wohl alle freuen, die ihn kannten und noch einmal hören möchten.

* * *

Rudolf Sarasin wurde geboren am 17. Januar 1866 als der erste Sohn des Bandfabrikanten Rudolf Sarasin-Stehlin, jenes für unsere heutigen Vorstellungen fast unglaublich tätigen, an Leistungen und Erfolgen überreichen Mannes, dem unsere Stadt und namentlich ihre sozialen Einrichtungen heute noch so viel verdanken. Die Jugendzeit war freundlich und wohlbehütet, aber auch einfach und ohne jeden Ueberschwang. Er hat selber weit mehr als ein halbes Jahrhundert später in einer Rede vor kaufmännischen Lehrlingen darüber berichtet:

«Mein Onkel, Herr Ratsherr Karl Sarasin, der sich mit meinem Vater zusammen aus nach unseren heutigen Begriffen bescheidenen Verhältnissen emporarbeiten mußte, hat etwa, wie man mir oft erzählte, seinen jungen Mitarbeitern in seiner energischen, aber menschenfreundlichen Art die Pflicht, 'sich nach der Decke zu strecken', eindringlich ans Herz gelegt. Wie viele werden heute gezwungen, die Decke zu strecken, und nur richtige Arbeit wird es schaffen, daß die Decke wieder länger und breiter und wärmer wird.

Ihr Jungen wißt gar nicht, wie einfach man in Basel

noch lebte, als keine Trams die Straßen durchfuhren; wie man es als großen Fortschritt begrüßte, als wenige, pferdebespannte Omnibusse den Verkehr zwischen Zentralbahnhof und dem alten Badischen Bahnhof vermittelten. Ihr könnt Euch nicht zurückversetzen in die Zeit, als die Unschlittkerze, dann die Petroleumlampe Licht spendeten, Ihr unruhigen verwöhnten Menschen aus dem Zeitalter der Elektrizität, des elektrischen Lichtes, des Telephons, des Radios und Autos. Und doch hat sich diese gigantische Umwälzung erst im Verlauf der letzten paar Jahrzehnte vollendet. Ich habe als Bube noch beim Licht einer Unschlittkerze gespielt und meine Aufgaben gemacht. Laßt Euch von euren Eltern sagen, was eine Unschlittkerze ist. Ihr selbst werdet ja kaum je eine gesehen haben. Hat etwa jene bescheidene, sparsame Zeit nichts geschaffen, keine tüchtigen, verantwortungsvollen Männer hervorgebracht? Glaubt Ihr, daß die Menschen heute in der Unrast der Zeit so viel mehr Lebensgenuß haben als jene einfachen Menschen, die in einem beschaulicheren Zeitalter lebten! Ich wage zu behaupten, daß der solide Aufbau jener Zeit die Grundlage zum heutigen überreichen, unruhigen Leben, zum heutigen Genießen gelegt hat.»

Nach bestandener Matur ging er für mehrere Jahre ins Ausland, nach Deutschland, Italien, England und den Vereinigten Staaten, um sich, wie es sich damals für einen Basler Bandfabrikanten gehörte, tüchtig für alle Aufgaben seines Berufes vorzubereiten. Der gute Empfang, den er namentlich in Uebersee fand, freute ihn: «Der Name Sarasin hat hier in allen Kreisen, welche mit der Schweiz irgendeine in näherer Beziehung standen, einen guten Klang, und wir müssen nur dazu sehen, demselben auch immer Ehre zu machen.» Aber man spürt aus seinen Briefen ins Elternhaus, aus denen ein sehr zartes Gemüt und eine große Sohnesliebe spricht, doch die Ungeduld heraus, zu eigener Leistung und Verantwortung zu kommen: «Bald werde ich 23 sein! So wird man älter und ist noch nichts im Leben, leistet noch so blutwenig, das ist so langweilig und trau-

rig ...» oder später: «Daß ... nun auch Euer Haus so bald verläßt, zeigt mir um so deutlicher, daß es meine Pflicht ist, möglichst bald zu Euch heimzukehren. Ich hätte zwar gern Alfreds Reise noch mitgemacht.» Und im Januar 1889: «... Alfred gedenkt Mitte Februar für einige Monate nach dem Süden zu gehen und hätte mich gerne mitgehabt. Ich wollte und durfte aber mit einer solchen Frage nicht an Papa kommen, da ich nur noch kurze Zeit hier bin und diese im Geschäft doch nützlicher verwenden kann. Es hat mich zwar auch glustet, doch ich habe es mir von Anfang an aus dem Kopf geschlagen ...»

Doch hat ihm sein Vater 1889 noch eine Bildungsreise nach Aegypten, Palästina, Griechenland und der Türkei verstattet. Er hat sie begeistert in sich aufgenommen, durch seine Natur und seine Erziehung für das Schöne empfänglich wie für das Verstehen historischen Geschehens aufgeschlossen, und hat sein Leben lang von diesem Kapital des Gesehen- und Erlebthabens mit Wonne und Dankbarkeit gegenüber seinem Vater, der ihm das alles erlaubt hatte, gezehrt und ist mit dieser Erinnerung frisch geblieben, um Neues und bereits Geschautes immer wieder genüßreich in sich aufzunehmen. Noch vierzig Jahre später schreibt er 1932 seiner Frau aus Rom: «Es bedrückt mich sehr, daß ich nicht mehr von Geschichte und Kunst weiß, aber ich tröste mich, daß der Mensch, der alte Geschichte und Renaissance kennt, die griechische und römische Kunst, nicht zu sprechen von der etruskischen, und dann durch alle Jahrhunderte sagen wir einmal nur bis Rokoko oder Barock in Architektur, Skulptur und Malerei beherrscht, kaum zu finden sein wird, ohne zum Studium ein Leben daran zu wenden. Gewöhnliche Sterbliche müssen halt ohne solche Kenntnisse durchzukommen suchen, und ich trachte mich zu freuen und zu genießen, soweit ich es verstehe. Schön ist es ja in Rom, und allzusehr verändert finde ich die Stadt eigentlich nicht. Allerdings viel größer und unruhiger, aber das Schöne, Alte, Wertvolle ist nicht verdorben ...» Er hat zu bescheiden von sich gedacht;

wenn einer, so hat er sein geliebtes Italien gekannt und es aber- und abermals mit vollen Zügen in sich aufzunehmen gewußt. Und wenn er seinen ersten Reisebegleiter, den getreuen Vetter und Freund Alfred Sarasin, mit dem er bis ins Alter am liebsten in den Süden gezogen ist, oft als Mentor rühmt, so hat dieser sicher keinen willkommeneren Gefährten und Hörer gehabt.

1889 kehrte er endgültig nach Basel zurück, um in das väterliche Geschäft einzutreten, und diese Tätigkeit bedeutete ihm alles, auch nachdem er 1893 mit Helene Vischer einen eigenen Hausstand begründet hatte: «Mein Vater hat, als ich mich verheiratete, meiner jungen Frau gesagt: ‚Der Mann gehört zuerst dem Geschäft und seiner Arbeit, und zum zweiten noch einmal dem Geschäft, und in dritter Linie erst recht dem Beruf und Geschäft, und erst dann kommt die Familie.‘ Mag es hart klingen, glaubt mir, wenn man einen solchen Rat befolgt, so gewinnt das Geschäft, die Familie braucht deshalb dabei nicht zu verlieren. Und für das Vergnügen bleibt noch die reichlich bemessene Freizeit da.»

Von dieser Freizeit, die er seinen jungen Zuhörern wünschte, war für ihn wohl kaum die Rede. Im Laufe eines Jahrzehnts wurde er von allen Seiten mit Beschlag belegt. «Ich wurde, so urteile ich, eher vorgeschoben, als daß ich mich aus eigener Initiative vorgedrängt hätte», sagte er später. Gewiß war ihm wenig so sehr verhaßt wie ein betriebsames Sich-in-Szene-Setzen; ebenso sicher ist allerdings, daß man sich keinen besseren Mann wünschen konnte, wenn er sich, oft nach nicht kleinen Hemmungen, für eine Aufgabe oder ein Amt gewinnen ließ. Ein Prunken mit falscher Bescheidenheit war ihm fremd; er sagte es ehrlich, wenn er Lust hatte, sich für eine Sache besonders zur Verfügung zu stellen.

* * *

Für uns Basler wird er immer in erster Linie als *Präsident der Basler Handelskammer* in der Erinnerung fort-

leben. «Im Frühjahr 1898 wurde ich, 32 Jahre alt, eigentlich als recht junger Mann, als Nachfolger meines Vaters in die Handelskammer gewählt, und ich glaube kaum, daß ich die Ehre der Ernennung, trotz aller Freude, richtig einschätzte. Jedenfalls ließ ich mir nicht träumen, später in leitende Stellung berufen zu werden. Ich war von meinem Vater zum Bandfabrikanten erzogen worden und hatte mich mit Fragen der Allgemeinheit oder Fragen der Wirtschaftspolitik wenig beschäftigt. Ich war Bandfabrikant, schlecht und recht, und meine Berufsarbeit ging mir über alles und ließ mir wenig Zeit zur Uebernahme anderer Aufgaben.» Nun, in wenigen Jahren wurde es anders. Das Vertrauen seiner Kollegen berief ihn schon 1906 in das Amt eines Vizepräsidenten, und 1913 übernahm er aus den Händen von Carl Koechlin-Iselin, der schon seinem Vater und dann ihm in Freundschaft verbunden war, das Präsidium. Im nächsten Jahr brach schon der Weltkrieg aus, und damit begann die schwerste Zeit, die unser Land seit den Kämpfen vor 1848 und die Handelskammer seit ihrer Gründung durchgemacht hat.

Doch bevor von den Kriegszeiten die Rede ist, sei noch ein Wort über die Tätigkeit der Handelskammer im allgemeinen verstattet. Man wird sagen müssen, daß die Aufgaben, die etwa nach der Jahrhundertwende an eine in allen wirtschaftlichen Fragen ebenso sachkundige wie besonnene Vereinigung herantraten, zwar oft schwierig, nicht selten unendlich, aber keineswegs dankbar waren. In den großen verkehrs- und wirtschaftspolitischen Fragen, bei denen es wirklich noch um Grundsätze ging oder bei denen sich Freunde und Gegner wenigstens mit Grundsätzen drapierten, hatte das Volk alsgemach das letzte Wort gesprochen; es waren die Jahre der großen Entscheidungen. 1898 war endlich die *Verstaatlichung unserer Eisenbahnen* beschlossen worden — keine Frage des öffentlichen Wesens hat unsere innere Politik jahrzehntelang so beherrscht wie das Schicksal unserer Eisenbahnen und die Stellung des Bundes zu ihnen. Es darf angemerkt werden,

daß die Basler Handelskammer, nachdem einmal die ihr selber so schwierig scheinende Entscheidung gefallen war, loyal und ohne Rücksicht auf Prestige und populäre Regionalpolitik immer dringend vor einer «partikularistischen Bahnpolitik» warnte.

Fünf Jahre später, 1903, war der neue *Zolltarif*, die Grundlage unserer neuen Handelspolitik und der Ausgangspunkt der Finanz- und Subventionswirtschaft des Bundes, in Basel zwar wuchtig verworfen, in der Schweiz aber im Verhältnis von 3 : 2 angenommen worden. Wer erinnert sich noch jener bewegten Versammlung, in der Carl Koechlin-Iselin den neuen Tarif verteidigte, während der alte Johann Rudolf Geigy grimmig gegen den Tarif und seinen Fürsprecher zu Felde zog — er wurde dabei von keinem andern sekundiert als von Rudolf Sarasin! Die Frage der *Bundesbank* wurde endlich durch einen Kompromiß, der niemanden ganz befriedigte, aber auch niemandem Aussicht auf erfolgreiche Opposition gab, entschieden. Auch die *Rechtseinheit* war gegen Ende des Jahrhunderts grundsätzlich bejaht worden. So darf man sagen, wenn man sich diese wenigen Stichworte vergegenwärtigt, daß damals namentlich im eidgenössischen Haushalt aufgeräumt worden sei wie noch selten zuvor.

Die sozialpolitischen Postulate, wie die eidgenössische Kranken- und Unfallversicherung oder die Revision des eidgenössischen Fabrikgesetzes, harrten zwar noch der Erfüllung; aber es war doch so, daß vieles, nach dem Empfinden mancher auch das Interessanteste, erledigt war. Ganz im Innern hat Rudolf Sarasin es wohl bedauert, daß keine ganz großen Aufgaben mehr übrig geblieben waren, die den vollen Einsatz eines führenden Mannes auf ein einziges, schwer zu erreichendes Ziel, mochte es nun positiv oder negativ lauten, erforderlich machten. Während seiner ganzen Amtsdauer ist er eigentlich sich selber gegenüber das drückende Gefühl, ein Epigone zu sein, nie ganz los geworden, im sachlichen Sinn wie auch im persönlichen, wenn er sich seine Vorgänger im Amt vergegenwärtigte,

Alphons Koechlin-Geigy, namentlich diesen, dann Johann Rudolf Geigy-Merian und Carl Koechlin-Iselin, die er alle drei noch gekannt und bei der Arbeit und bei ihren Erfolgen gesehen hatte. Ihm blieb es vorbehalten, in unendlich vieler Kleinarbeit Schwereres und Undankbareres zu tun; er hatte ganz selten die Genugtuung, sich über Erreichtes zu freuen, und er mußte sich oft sagen, sein Ziel werde dann erreicht, wenn seine Parole das Nein, seine Kampfform die der Abwehr sei. Unter dieser zwangsläufigen, durch die innerpolitische Entwicklung im Bund und im Kanton ihm vorgezeichneten Einstellung auf das Negative hat der so tatenfreudige Mann schwer gelitten.

Nun kam der Krieg. «Es wissen nicht alle, wie groß die Anforderungen an Ihre Zeit und Arbeitskraft waren. Zu jeder Eingabe und Petition, ob sie wichtig war oder nicht, war Stellung zu nehmen. Vielfach in Materien, in die der unmittelbare Einblick fehlte, die noch dazu einseitig dargestellt wurden. Da galt es auch, die andere Seite zu hören, in die Tiefe zu schürfen, um zu keinem schiefen oder unrichtigen Urteil zu kommen. Sie haben es sich nie verdrießen lassen, zum Kleinen wie zum Großen persönlich Stellung zu nehmen. Und Sie haben das kraftvoll und temperamentvoll getan! Oft haben Sie uns gemahnt an das Altertum, wo die Streitigkeiten und Fehden der einzelnen Landschaften und Stämme nicht in breiter Feldschlacht ausgetragen worden sind, sondern im Zweikampf der Anführer.

So sind Sie uns oft weit voraus und vorangeeilt und haben mutig und allein die Basler Fahne geschwungen und die wirtschaftlichen Interessen unserer Stadt verteidigt, wo immer diese Interessen denen des ganzen Landes nicht entgegenstuden . . . Wir anerkennen heute besonders die absolute Sachlichkeit, mit der Sie an alle Dinge herantraten. Sie haben je und je es sich zur Pflicht gemacht, alle Meinungen, auch die entgegenstehenden, anzuhören, zu prüfen und abzuwägen. Und Sie haben das gerne getan. Ja, Sie haben oft die gegenteilige Auffassung,

wenn immer Sie sich von deren Richtigkeit überzeugen konnten, zu der Ihrigen gemacht.

Sie haben in erfrischender Unmittelbarkeit das Wort geführt. Wir haben immer gewußt — und das rechnen wir Ihnen hoch an — woran wir mit Ihnen waren. Ihr Wort galt! So war es dann ein leichtes für uns, Vertrauen zu Ihnen und zu Ihrer Führerschaft zu haben . . .»

Mit diesen Worten hat sein älterer Kollege, der damalige Vizepräsident Wilhelm Preiswerk-Imhoff, seine Tätigkeit in diesen schweren Jahren gekennzeichnet und damit sicher das gesagt, was alle dachten.

* *

Wenige Jahre nach Beendigung des Weltkrieges entschloß sich Rudolf Sarasin zum Rücktritt. Er tat das in einem Augenblick und in einem Alter, wo sein Weggehen überall aufrichtig beklagt und an mehr als einem Ort als großer, als fast unersetzlicher Verlust empfunden werden mußte. Auch ihm selber ist das Entsagen schwer gefallen; aber als er sich, namentlich durch die unerfreuliche Entwicklung seiner angestammten Industrie und seines eigenen Geschäfts, dazu, wie er meinte, gezwungen sah, da gab es für ihn kein Zurück und keine Kompromisse mehr; er ließ sich nicht davon abbringen, das zu tun, was er einmal als richtig und notwendig erkannt hatte. Worauf er nicht verzichten und was ihm niemand abnehmen konnte, das waren die mancherlei Sorgen, weit weniger um sich als um andere, die seinen Lebensabend verdüsterten. Und weil sein Lebensgang und seine Tätigkeit ihn an Stellen geführt hatte, wo der Puls des Wirtschaftslebens deutlicher als sonstwo zu spüren ist, hat er Ursachen und Zusammenhänge erkannt und Wirkungen vorausgefühlt, die ihn mehr bedrückten als manchen andern, der sich mit der allgemeinen Diagnose einer schlechten Konjunktur abzufinden sucht.

Doch fand seine Tätigkeit für die Basler Handelskammer einen besonders freundlichen und festlichen Ab-

schluß mit ihrem fünfzigjährigen Jubiläum, das verschiedener Umstände wegen eigentlich erst ein Jahr zu spät, am 29. April 1927, gefeiert werden konnte. In der Aula des Museums, einem gerade ihm besonders lieben und seiner Art angemessenen Raum, sah er seine früheren und gegenwärtigen Kollegen, die Spitzen der eidgenössischen und kantonalen Behörden und Verwaltungen und vor allem seine vielen Freunde und Verehrer aus der ganzen übrigen Schweiz um sich versammelt. Noch einmal sprach er über das, was ihm vor allem am Herzen lag: «... eines wollen wir doch alle: das Wohl unseres Vaterlandes, das über persönlichen Erfolg, über persönlichen Ehrgeiz und über Spekulation auf persönliche Macht steht...» — keiner der Anwesenden hat sich dem Eindruck dieser Persönlichkeit entziehen können, und kein Basler verspürte nicht den Stolz, daß ein solcher Mann an diesem Platze stand. Keine Woche später wurde der bereits angekündigte Rücktritt vollzogen. Darüber soll hier nur das gesagt werden: man nahm in tiefster Bewegung voneinander Abschied, und wer an jener Sitzung vom 3. Mai 1927 teilgenommen hat, wird sie nie vergessen. Rudolf Sarasin wurde zum *Ehrenpräsidenten der Basler Handelskammer* ernannt. Er hat sich dieser Auszeichnung gerührt gefreut, ist aber nur noch in sehr gelegentlicher Fühlung mit dem Gremium geblieben, dem er für mehr als ein Jahrzehnt das Gepräge gegeben hatte.

* * *

Versucht man sich zu vergegenwärtigen, worin das liegen mochte, was ihn von andern abhob, die ihm vielleicht an Kenntnissen gleich, an geschäftlichen Erfolgen überlegen waren, so läßt sich vielleicht folgendes sagen. Vor allem war er ausgestattet mit einer für einen Altbasler wie ihn ganz ungewöhnlichen Rednergabe. Wenn er in einer Sitzung die Behandlung eines Geschäfts einleitete, sich in einer Versammlung an der Diskussion beteiligte oder gar das Referat übernahm, so spürte man, daß da eine über-

legene Kenntnis, eine eindringlich erarbeitete Beherrschung aller Einzelheiten, damit aber auch eine gefestigte Ueberzeugung und eine Ehrlichkeit, die weder gegenüber sich selber noch gegenüber andern zu Kompromissen bereit war, das Wort ergriff. Zu der rednerischen Begabung trat ein Temperament, das zeitweise wohl fast etwas Unbändiges haben konnte. Es ließ sich nie oder selten ausschalten — wer ihn mochte, würde wohl bedauern, wenn es anders gewesen wäre. Sein Urteil war zunächst immer höchst subjektiv; in Personenfragen oft angreifend, vernichtend. Personen und Sachen hat er nicht immer säuberlich auseinanderhalten können; er hat es auch gar nicht tun wollen. Er spürte hinter dem, was zur Entscheidung an ihn herantrat, immer die persönlichen Kräfte, die dabei am Werk waren, sah den Urheber und wog und beurteilte und verurteilte das alles schnell, indem er sich durchaus von seiner Erfahrung, gewissermaßen von seinem Instinkt leiten ließ.

Man würde ihm aber sehr Unrecht tun, wenn man ihn nach der Form beurteilen wollte, in der er hie und da zunächst auf eine Frage reagierte, und seine Zuhörer, die mit Behagen einen allzu temperamentvollen Ausspruch weitergaben, haben nicht immer gewußt oder vergessen, wie ernsthaft Rudolf Sarasin sich um ein sachliches Urteil bemühte, wenn er sich verantwortlich in Wort oder Schrift zu äußern hatte. Ja der Ausbruch seines Temperaments mochte oft wie ein Schutz vor einem vorschnellen Urteil wirken; er setzte damit den Gegenstand seiner Erwägung vorläufig herunter, um dann nachher in Ruhe das richtige Maß zu suchen. Wenn er, namentlich bei festlichen Anlässen, redete oder schrieb, so klang alles höchst persönlich, weil er dann immer von seinem eigenen Erlebnis- und Erfahrungskreis ausging. Ein sachlicher Geschichtsschreiber wäre er nicht geworden, aber ebenso sicher kein langweiliger. Nicht daß er überheblich sich selber zum Maßstab seines Urteils genommen hätte; aber sein persönliches Denken und Empfinden konnte er nicht verhehlen.

Bei einem andern wäre dieser starke Einschlag des Persönlichen wohl nicht immer leicht zu ertragen gewesen. Bei ihm erkannte man hinter dem Subjektiven die Persönlichkeit, spürte man namentlich die Verantwortung, die innere Arbeit mit sich selber, den Ernst, mit dem jede Auffassung, mochte sie noch so eigenwillig vorgetragen sein, erarbeitet worden war. Er selber war sich durchaus dessen bewußt, daß er wohl etwa allzusehr die Zügel schießen lasse, und einer der wenigen Vorwürfe, die sein Mitarbeiter je von ihm gehört hat, war der, daß man ihn nicht kräftiger zurückgehalten habe; er verlangte geradezu, daß es geschehe und war auch dann, wenn er sich mit aller denkbaren Schärfe und Rücksichtslosigkeit ausgesprochen hatte, sogleich bereit, vom «höhern Ton» in die normale Sachlichkeit, die ihm wohl nicht selten etwas langweilig erschien, überzugehen.

Seine Kollegen hatten vielleicht nicht immer das Gefühl, daß ihrer Meinung allzuviel Spielraum und ihrer Initiative ein großer Anlauf verstattet war. Aber wenn etwas darüber trösten konnte, so war es das unbedingte Vertrauen, daß jeder Kundgebung nichts ferner lag als persönlicher Ehrgeiz oder sonst ein Streben nach irgendeinem Vorteil. Lösungen, die Rudolf Sarasin im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse für notwendig hielt, hat er auch dann mit allen Registern seines Temperaments vertreten, wenn ihm persönlich für sein eigenes Geschäft oder ein ihm nahestehendes Unternehmen eine andere Entscheidung erwünschter gewesen wäre. Daß es so war, hat man gewiß nur ganz selten spüren können, denn mit seiner Objektivität zu prahlen und daraus dann wieder irgendwie Kapital zu schlagen, das hätte ihm mehr als geschmacklos erschienen.

* * *

Rudolf Sarasin war ein überzeugter *Föderalist*. Ja es war für ihn geradezu ein Glaubenssatz, daß der Zug zum Zentralismus und sein Anhängsel, die zunehmende Büro-

kratie, gegenüber den Vorzügen privater Führung und wirtschaftlicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit ein schwerer Nachteil für unser Land und für das Eigenleben seiner Teile seien. Diese Auffassung hat er nie preisgegeben und hat sie auch unerschrocken auf höchst persönlichem Gebiet bekundet, wenn er bei neidloser Anerkennung der Verdienste von Alfred Frey, des Meisters in der Führung und Vertretung unserer Handelspolitik, dessen autoritäre Art bedauerte oder im unstillbaren Machthunger und in der hemmungslosen Spendefreudigkeit des damaligen Vorstehers des Volkswirtschaftsdepartements Gefahren sah, die unser Land über kurz oder lang zu spüren haben werde.

Es ist nicht das kleinste unter den mancherlei tragischen Momenten in seinem Wirken, daß die Verhältnisse, vor allem der Zwang der Kriegswirtschaft, ihn dazu führten, mit dem Verstand zu Vorkehren und Entwicklungen ja sagen zu müssen, die sein Herz und die von ihm leidenschaftlich genährte Tradition des Freihandels verwarfen. Dieser bedeutete ihm mehr als ein Schlagwort. Er hat selber betont, wie er diese Einstellung zuerst als Lehre von seinen Vorfahren und Vorgängern übernommen habe, aber dann durch die Jahrzehnte seines Wirkens zu einer eigenen felsenfesten Ueberzeugung geführt worden sei.

* *

Wenn der karge Lohn seines Mühens in der Ueberzeugung liegen mußte, all das viele, oft Unbedeutende, Kleinliche, nicht selten sich Widersprechende, was Tag für Tag ihm zugetragen wurde, mit dem ganzen Einsatz seiner selbst entschieden, vertreten und womöglich gefördert zu haben, so ist es doch nicht so, daß er sich in dieser mühseligen, so oft unbefriedigenden und erfolglosen Fronarbeit erschöpft hätte. Er hat denn doch, sich und uns zur Genugtuung, auch Bleibendes geschaffen.

Wer weiß heute noch, daß Rudolf Sarasin seinerzeit die *Schweizer Mustermesse* aus der Taufe gehoben hat? Unser Stadttheater hat wohl selten einen solchen Beifalls-

sturm erlebt wie an jenem 14. April 1917, als mitten in der Kriegszeit der Präsident der Basler Handelskammer nach langen Vorbereitungen die Veranstaltung willkommen hieß und eröffnete. Seine Ansprache ist eigentlich bis auf den heutigen Tag in ihrer Allgemeingültigkeit «die» Muster-messerede geblieben.

Ein Jahr später führten die Auseinandersetzungen mit den Arbeitnehmern, die im Generalstreik von 1918 einen gewalttätigen Ausbruch fanden, zu zwei Maßnahmen. Nach nicht sehr langen, aber wiederholten und beiderseits, namentlich aber von seiten des Bundesrates immer dringlicher geführten Verhandlungen war die sogenannte *Berner Uebereinkunft* vom 11. Dezember 1918 abgeschlossen worden. Um verhandlungsfähig zu sein und einen Partner aufstellen zu können, der alle Arbeitgeberorganisationen umfaßte, wurde unter maßgebender Mitwirkung Rudolf Sarasins der *Basler Volkswirtschaftsbund* gegründet. Sarasin hat hier, wie früher bei der Gründung der Mustermesse und später bei der Initiative für die *Errichtung eines Zollfreilagers*, die Führung gern andern Händen übergeben, nachdem er die Schwierigkeiten beseitigt und die Sache auf einen guten Weg gebracht hatte. Und das ist gewiß nichts Kleines, daß er es über sich vermochte, auch anderen etwas zu überlassen und sich am gelungenen Werk zu freuen, ohne nach Ehre und Ansehen zu fragen, die er selber damit hätte gewinnen können.

Mit der Neuordnung des Verhältnisses zwischen der Basler Handelskammer und der *Handelsschule des Kaufmännischen Vereins* hat er etwas geleistet, das für alle Beteiligten nur erfreuliche Folgen gezeitigt hat. Die Schule, seit Jahrzehnten der Stolz des Vereins, war nach dem Kriege in arge finanzielle Bedrängnis geraten, und es bestanden starke Strömungen, sie in irgendeiner Weise dem Staat zu überantworten. Der Verein selber konnte nichts tun; auch mochten ihm, der die besonneneren älteren Führer beiseite geschoben hatte, andere Aufgaben als die der Berufsbildung näher liegen. Von politischer Seite wurden lockende Ver-

sprechungen gemacht, weil man den kaufmännischen Nachwuchs in die Hand bekommen wollte. Die Arbeitgeber waren durch die gewerkschaftlichen Tendenzen des Kaufmännischen Vereins verärgert. Gerade bei solchen, die noch von früher her Beziehungen zum Verein hatten und die Verhältnisse dort kannten, mehrten sich die Stimmen, man solle die Schule ihrem Schicksal überlassen. Mit ihr werde der Verein auch sein Heim und damit die sichere Basis verlieren. Rudolf Sarasin war anderer Meinung. Er hatte die guten Elemente des Vereins bei der Durchführung der Berner Uebereinkunft durch die dafür paritätisch bestellte Schiedskommission kennen gelernt und glaubte, durch das geduldige Zusammenarbeiten auf einem unpolitischen Gebiet das Verhältnis zwischen kaufmännischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern verbessern und festigen zu können. Er und seine Kollegen von der Seidenbandindustrie machten mit einem namhaften Beitrag den Anfang; sie fanden Verständnis und tatkräftige Hilfe; der Erfolg hat sicher seine Erwartungen nicht getrogen. Die Art und Weise, wie er in Verhandlungen mit der neuen Leitung des Kaufmännischen Vereins das gegenseitige Verhältnis ordnete, ohne dem Verein irgendwie zu nahe zu treten oder ihm irgendeinen Verzicht zuzumuten, und dabei auch auf den Staat als den größten Geldgeber die notwendige Rücksicht nahm, diese von gegenseitiger Achtung getragene Verständigung wird immer dankbar mit seinem Namen verbunden bleiben. Wenn Basels Arbeitgeber seither absolut und verhältnismäßig am meisten für die berufliche Bildung des kaufmännischen Nachwuchses tun und wenn trotz aller Krisen diese Hilfe noch nie nachgelassen hat, sondern gerade in schlimmen Zeiten noch vermehrt worden ist, so ist das in allererster Linie sein Verdienst, denn er hat die richtige, tragfähige Grundlage geschaffen. Noch nach seinem Rücktritt, am 21. April 1933, ließ er sich bereit finden, an der Feier nach den kaufmännischen Lehrabschlußprüfungen eine Ansprache zu halten, sich selber und seiner großen Hörerschaft zur Freude. Bis zuletzt hat

er diese Feiern besucht, und der Neubau eines neuen Schul- und Vereinsgebäudes war die letzte Frage, die er kurz vor seinem Tod mit seinem früheren Mitarbeiter mit Sorge erwog.

* * *

Noch etwas sei ihm nicht vergessen. Als in jenen trüben Winterwochen nach dem Waffenstillstand der Opportunismus sein Panier erhob und viele nicht rasch genug sich den Siegern zuwenden konnten, um die Freunde von gestern zu vergessen, da hat Rudolf Sarasin mit ruhiger Würde die Unabhängigkeit seines Amtes behauptet und Ansinnen, die hier aus Angst oder der Geschäfte wegen, dort mit dem Uebermut des Siegers an ihn gestellt wurden, aufrecht und bestimmt abgelehnt. Er konnte über solche, die sich nach seiner Meinung wegwerfen wollten, in hellen Zorn geraten. Damals hat man ihn nicht überall verstanden und ihm noch weniger dafür gedankt; seither hat wohl mancher seine Meinung geändert.

* * *

Wer irgendwo mit ihm zusammen arbeitete, weiß, daß er in keinem Kollegium sich nur mit einer dekorativen Rolle zufrieden gab. Dort, wo er dabei saß, ist es sicher nie langweilig gewesen, und seine Mitarbeiter hatten kaum Gelegenheit, allzu geruhsam zu werden. Aber wer sich wohl im Augenblick getroffen, vielleicht sogar verletzt fühlen mochte von dem impetus seines Eifers, der hat doch immer gespürt, daß er einen vor Gedankenlosigkeit und vor Ueberschätzung bewahrte und kräftig immer wieder auf die Wirklichkeit, namentlich die unangenehme, hinwies. Sein Verhältnis zur *Presse* war dementsprechend. Die «Basler Nachrichten» hatten keinen treueren Freund als ihn. Er war eben einer, der nicht bloß schimpfte und forderte und meinte, mit dem «me sott» sei alles getan, sondern der selber die Feder zur Hand nahm und mit einem köstlichen brio seine Artikel hinwarf, um die ihn mancher Mann der Zunft beneiden konnte. Seine allerbesten oder

doch allerpersönlichsten Beiträge waren wohl die, die nicht gedruckt wurden. Die Redaktion, die sich hie und da in der etwas heiklen Lage sah, dem geschätzten Gönner gegenüber ihre Zurückhaltung rechtfertigen zu müssen, ist sicher viel öfter über den furchtlosen Mann froh gewesen, der so kräftig in der inneren Front und nach außen als Sauerteig wirkte. Rudolf Sarasin hat diese Meinungsverschiedenheiten wohl bedauert, aber sie nicht nachgetragen und sich nicht abhalten lassen, immer wieder vorzustößen. Wohl möglich, daß er etwa schon darin seine Befriedigung fand, einen Artikel geschrieben und sich damit Luft gemacht zu haben. So, wenn er eine (ungedruckt gebliebene) Einsendung nach der Abstimmung über den Neubau des Kunstmuseums triumphierend mit den Worten schloß: «Wenn wir auch mit dieser abgeschätzten ‚minorité‘ mit verdrehem Verstand gestimmt haben, so trösten wir uns mit dem Gedanken: ‚l’intelligence est toujours avec la minorité!‘» Er wußte genau, daß sein Temperament hie und da über das Ziel hinaus schoß; aber er tröstete sich damit, daß andere die Flinte zu früh ins Korn warfen oder einen Kampf nur so führten, daß er ihnen, damit aber auch dem Gegner nichts anhaben konnte. Diese nach allen Seiten hin unschädliche Dämmerung in der Polemik lag ihm einfach nicht.

* * *

Das Schicksal hat ihm versagt, seine Meinung dort vertreten zu dürfen, wo er sichtbar und unmittelbar hätte wirken können: in der *Politik*, im Parlament. Ein Alphons Koechlin-Geigy, ein Johann Rudolf Geigy hatten gezeigt und er hatte es noch erlebt, daß auch Wirtschaftsführer nicht nur gute Politik machen, sondern auf die Politik geradezu bestimmenden Einfluß haben können. Es ist ihm gewiß nicht leicht gefallen, Anträge, die schon in jüngeren Jahren an ihn herantraten, abzulehnen, namentlich damals, als er 1911 unmittelbar in die Fußstapfen seines Freundes und Amtsvorgängers Carl Koechlin-Iselin hätte

treten können und damit zu rechnen war, daß mit seinem Verzicht Basels Handel und Industrie die traditionelle Vertretung in der Bundesversammlung überhaupt verlieren würden. Er fürchtete wohl, daß ein Zuviel an Aemtern seinem wichtigsten schaden könnte. Dazu kam wohl das: populär zu sein, schien ihm kein unbedingt erstrebenswertes Ziel, und der Gedanke, Gegner zu haben, war ihm nicht unerträglich. Auch mochte ihm das Parteigetriebe wenig behagen; er hat den notwendigen Kontakt mit den ihm nahestehenden politischen Kreisen nicht immer gefunden, oder diese fanden nicht den Weg zu ihm; jedenfalls haben zeitweise er und die damalige Konservative Partei wegen Fragen kantonaler Politik fast miteinander gehadert. Er hat diesen, jedenfalls später unfreiwilligen Verzicht auf eine prominentere politische Betätigung bis an sein Lebensende bedauert, sich aber nicht mehr zu einem Ja entscheiden können, als in den Jahren nach dem Krieg Anträge, sich für eine Kandidatur zur Verfügung zu stellen, eindringlich genug an ihn herantraten. Er war zwar damals von dem Argument betroffen, wer wie er so vielem widersprechen und an vielen Kritik üben müsse, sollte «der Gegenseite» Aug in Aug gegenübertreten und seine Sache persönlich verfechten. Aber er war schon zu müde, und seine geschäftlichen Sorgen ließen ihn nicht mehr frei. Wer wird sein Bedauern nicht teilen, daß da nichts mehr zu ändern war? Die Vorstellung, daß mit Rudolf Sarasin ein Vertreter der Wirtschaft nach Bern gekommen wäre, der nichts, aber auch rein nichts für sich selber erwartet und nur um seine Grundsätze und um Ehrlichkeit in der Politik und ihren Mitteln gestritten hätte, und die andere, wie er nach all den Debatten hie und da siegreich, vielleicht sogar einmal «bekehrt» oder doch besänftigt heimgekommen wäre, mag allerhand wehmütige Gedanken wecken. Basel hat wohl nicht zu seinem Vorteil darauf verzichtet, diesen Mann als Anwalt dort zu verwenden, wo er Gutes hätte leisten können.

*

*

*

Mit der Tätigkeit für einen weiteren Kreis hat sich ja sein Wirken bei weitem nicht erschöpft. Er hatte das Glück, die von seinem Vater übernommene *Bandfabrik* kräftig und jahrzehntelang erfolgreich entwickeln und sogar über die Grenzen der Heimat ausdehnen zu können und daneben noch an der Spitze von zwei Unternehmen zu stehen, die unserem Lande Ehre machten und mit Stolz genannt wurden, der *Industriegesellschaft für Schappe* in Basel und der *Gesellschaft der Ludwig von Rollschen Eisenwerke*, die seit etwa einem Jahrhundert mit Basels Industrie und Finanz in besonderer Weise verbunden sind. Er war beiden großen Unternehmen ein guter und ein im allerbesten Sinn repräsentativer Präsident. Daß «seine» angestammte, die Seidenbandindustrie, nach einer kurzen Hochkonjunktur in der Nachkriegszeit einen so jähen Niedergang nahm, hat ihn mehr als alles andere Ungemach geschmerzt. Mit aller Energie, man darf sagen: mit Verbissenheit hat er sich für die Existenz seines Unternehmens gewehrt, und es war ihm kein Trost, daß er gegen eine übermächtige Entwicklung kämpfte, die ganz gewiß ohne sein Verschulden ihren Lauf nahm. Nüchterne Ueberlegung und wohlgemeinter Zuspruch rieten ihm, sein Geschäft zu schließen und bessere Zeiten abzuwarten. Er hat jahrelang sein Unternehmen gehalten und gewaltige persönliche Opfer gebracht, weil er es nicht ertragen konnte, seine treuen Mitarbeiter und seinen Stamm von Arbeitern und Arbeiterinnen auf die Straße zu stellen und seinen Söhnen keine gesicherte Zukunft mehr zu bieten. Als es dann doch sein mußte, hat er diesen Schlag nie mehr verwunden können.

Schon vor seinem Rücktritt schrieb er: «Ich habe den Eindruck, das Publikum finde, ich dürfe nicht ‚jomere‘, da ich die Schappe habe. Aber es ist doch nur mit dem Geld nicht getan, und das eigene Kind steht einem näher als das Patenkind, und wenn auch letzteres erfreulich gedeiht, so ist es für den Vater doch schmerzlich, das eigene, das man während 40 Jahren getreulich besorgt hat, ver-

rebeln zu sehen.» Und kurz vor seinem Tod, im Juli 1935, klang es noch trauriger: «Sie glauben nicht, wie der Zusammenbruch der Geschäfte, für die ich soviel Arbeit und Interesse aufgewendet habe mein Leben lang, mich bemüht, und wie ich es als Demütigung empfinde. Zuerst meine Firma, der ich so manche andere Möglichkeit geopfert habe, eine Katastrophe, der schließlich auch mein Sohn zum Opfer gefallen ist, dann die Schappe, die auch immer tiefer sinkt und neuerdings die große Fabrik an der Isteinerstraße schließen muß, und endlich von Roll, die auch schwer kämpfen und Geld verlieren. Ueberall auf das falsche Pferd gesetzt! Und ich erinnere mich noch so gut, wie man mir einstmals gratulierte, ich hätte das Glück, an der Spitze von drei guten, ja zum Teil vielleicht der besten Schweizer Geschäfte zu stehen! Und heute!»

Heißt es zuviel gesagt, daß in diesem verzweifelten Kampf gegen das Unabwendbare auch ein Heldentum, allerdings ein stilles, liege? In einer bitteren Zeitungspolemik nach den Großratswahlen 1932 schrieb er (er wählte gern die unpersönliche Mehrzahl, wenn er öffentlich von sich redete): «Wir maßen uns nicht an, Wirtschaftspolitiker zu sein. Aber wir glauben, von der Wirtschaft auch ein bißchen etwas zu verstehen und haben uns ein Leben lang bemüht, die Dinge zu sehen, wie sie sind und nicht, wie wir sie gerne hätten.» Es wird niemand kommen und sagen, Rudolf Sarasin habe je einem übertriebenen Optimismus gehuldigt; wie sich selber, so war er andern gegenüber immer ganz ehrlich und hat im Zweifel wohl eher etwas zu grau als zu schön gefärbt.

* * *

Wie sein Vater hatte er ein starkes *soziales Empfinden*. So sparsam er sein konnte, so gern ging er mit Opfern für soziale Zwecke voraus. Aber er liebte es nicht, wenn man ihn zu etwas zu zwingen suchte, wo er selber in patriarchalischer Weise von sich aus nach Gutfinden gewähren wollte. Es schien ihm etwas Unersetzliches verloren zu gehen,

wenn der Gleichmacher Staat immer mehr da eindringe, wo bisher private Initiative geherrscht und geleistet hatte. Er hat auch bedauert, daß durch das Ueberwuchern der Sozialgesetzgebung der schlechte Arbeitnehmer gleich gestellt werde wie der gute und daß für diesen der Anreiz, durch eine besondere Anstrengung zu einem besseren Standard zu kommen, unterbunden werde. Ueber diese Erziehung zur Gedanken- und Verantwortungslosigkeit konnte er sich gelegentlich sehr drastisch ausdrücken. Darum hat er auch schon zu einer Zeit, wo man sich über die Folgen noch recht wenig Rechenschaft gab, die übertriebene Arbeitslosenfürsorge bekämpft, weil er fand, daß sie die Lust zur Arbeit hemme und den Zwang, die Ansprüche nach der Nachfrage richten zu müssen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade nicht für bedenklich hielt. Daß man deswegen in der links gerichteten Presse gegen ihn tobte, focht ihn wenig an.

Nichts wäre falscher, als in ihm einen Gegner eines gesunden sozialen Fortschritts sehen zu wollen. Er hat zum Beispiel die obligatorische *Kranken- und Unfallversicherung* nicht grundsätzlich bekämpft, aber schon 1900 darauf hingewiesen, daß ein Zuviel an Lasten die Lebens- und Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie beeinträchtigte und sie zur Abwanderung ins benachbarte Ausland — er dachte damals vor allem an das badische Rheinufer von Laufenburg bis Basel — zwingen. Damit sei dem einheimischen Arbeitsmarkt gewiß nicht gedient. Andererseits fand die *Revision des Sonntagsgesetzes* im Sinne einer möglichst ausgedehnten Sonntagsruhe schon ein Jahrzehnt vor dem Kriege keinen wärmeren Fürsprecher als ihn. Als Mitarbeiter bei der *Revision des Fabrikgesetzes* hat er sich in die damit zusammenhängenden Fragen mit großem Verantwortungsgefühl eingearbeitet und wiederholt und eindringlich das Wort ergriffen. Er bedauerte, daß der Bundesrat mit seiner die Vorschläge der Fabrikinspektoren verschärfenden Vorlage die wirtschaftspolitische Lage der Schweiz verkenne. «Die stolze Phrase, daß die Schweiz in

der Sozialpolitik wieder den andern Ländern vorausseilen müsse, ist nichts anderes als die Besiegelung des Untergangs, resp. der Auswanderung so mancher schwer um ihre Existenz kämpfenden schweizerischen Industrie. Sie kann heute unmöglich mehr Lasten tragen als die ausländische Konkurrenz. Darüber geht der Bundesrat viel zu leicht hinweg.» Und später, als er besonders an die Bedürfnisse der Seidenbandindustrie dachte: «Die Industrie muß schon der Fingerfertigkeit und sonstiger Uebung wegen darauf halten, die Mädchen möglichst früh für die Fabrik zu gewinnen. Sie werden in der Fabrik weit weniger angestrengt als in einem Hausdienst bis in die Nacht hinein. Auch würden wir eine große Zahl dieser Kandidatinnen einfach an die Industrie der deutschen Nachbarschaft verlieren (St. Ludwig, Schusterinsel usw.), und diese notwendigen Arbeitskräfte würden dann noch schwerer, als jetzt schon ohnehin, für unsere schweizerischen Betriebe zu finden sein. Die Schweiz sollte in diesem Stück nicht weitergehen als Deutschland; sie kann nicht immer um jeden Preis voraus sein wollen.» Es macht nachdenklich, daß so nicht etwa 1930 und 1935, sondern schon in den Jahren 1910 bis 1914, also in einer Zeit der größten industriellen Entfaltung und des allgemeinen Wohlstandes, gesprochen worden ist.

Wie er großzügig entgegenkommen konnte, wenn man ihn handeln ließ und nicht unter Druck setzte, das hat die Neuordnung des Verhältnisses zur Handelsschule des Kaufmännischen Vereins gezeigt, über die schon berichtet worden ist.

In der *Aktiengesellschaft zur Erstellung billiger Wohnungen*, die 1888 von seinem Vater gegründet worden war, blieb er bis zu seinem Tode Delegierter des Verwaltungsrates, und in der Kommission für Fabrikarbeitsverhältnisse der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen hat er, wieder als Nachfolger seines Vaters, mitgearbeitet und zwei Jahrzehnte lang den Vorsitz geführt. Ueber diese Tätigkeit für die Caritas hat er zurückhaltend nie viele Worte verloren. Aber mit derselben

Sorgfalt, mit der er irgendeine große handels- oder verkehrspolitische Auseinandersetzung vorbereitete, hat er sich bis ins einzelne darum gekümmert, daß zweckmäßige und billige Arbeiterwohnungen gebaut, daß größere oder kleinere für wohltätige Zwecke bestimmte Vermögen, die von den verschiedensten Organisationen der Kommission anvertraut worden waren, so sicher, aber auch so ertragreich wie möglich angelegt oder daß Kochkurse für Arbeiterfrauen durchgeführt wurden. Die trefflichen Mitarbeiter, die er da fand, wußten, daß sie ihm wert waren und daß ihm auch diese stille Tätigkeit hinter der sozialen Front Befriedigung bot.

Vielleicht hat er in ganz anders gerichteter Arbeit geradezu Erholung gesucht von dem Amt, das ihn, der nichts anderes hatte sein wollen als ein Bandfabrikant, immer mehr umstrickt und mit Beschlag belegt hatte. Er besaß jene innere Freiheit, die ihm erlaubte, sich umzustellen und auch einem neuen Ziel gegenüber ohne Hemmungen sich wieder ganz als er selber einzusetzen. Als er beim herannahenden Alter spürte, daß ihn die Sorgen, die ihn am einen Ort bedrückten, nicht mehr verließen, wenn er an einem anderen auf neue stieß, hat er seinen Aufgabenkreis von selber — wie seine Freunde meinen: viel zu eng — begrenzt.

Keine Tätigkeit hat ihn wohl mehr und ohne Vorbehalt gefreut als die Mitarbeit in der Kommission der *Freiwilligen Akademischen Gesellschaft*. Kurz nach seiner Wahl im Jahre 1896 hatte er das Amt des Seckelmeisters übernommen und es mit all der Treue des sorgsamsten Hausvaters, aber auch mit der Ueberlegenheit des Großkaufmanns geführt. Er wußte im Kleinen zu rechnen und zu sparen, konnte dann aber auch, wenn die Förderung des akademischen Unterrichts es wirklich zu erfordern schien und er es glaubte verantworten zu können, die Hand weit öffnen. Ohne Ueberheblichkeit, aber doch mit Stolz hat er wohl gelegentlich im Gespräch betont, daß er in dem sicheren humanistischen Fundus, den der junge Basler Kaufmann

mit ins Leben hinaus nehme, keinen kleinen Vorzug sehe. So war er denn auch als Seckelmeister mehr als nur ein Verwalter der anvertrauten Gelder. Sein Amt nötigte ihn, sich über Wert und Notwendigkeit wissenschaftlicher Bestrebungen namentlich auf Spezialgebieten, dann aber auch über Leistung und Ansehen akademischer Lehrer ein selbständiges Urteil zu bilden, und so ist er mit Vertretern aller Fakultäten zusammengekommen. Er hat vieles und manches früher gehört, was nicht an die große Glocke gehängt wurde, und hat, zumal bei leidenschaftlich und lärmend umstrittenen Berufungen, doch kühl Distanz gehalten und sich nie von irgendeinem Klüngel einfangen lassen. Wenn er einmal überzeugt war, das Wohl der Universität erfordere eine Entscheidung und tatkräftige Hilfe in einer bestimmten Richtung, dann haben ihn keine persönlichen Rücksichten zurückhalten können; am allerwenigsten hat ihm die Ueberlegung, ob er selber nachher freundlichen oder unfreundlichen Gesichtern begegnen werde, irgendeinen Eindruck gemacht. Nicht alle, die von ihm da oder dort eine andere Einstellung erwartet hatten, wissen, wie schwer er sich oft das Ja oder das Nein gemacht hat. Aufgedrängt hat er sich nie, und die Meinung, ohne ihn könne es nicht gehen, hat er wie auch sonst, so auch in academicis nie gehabt. Aber wer hier einen Rat suchte, wußte, daß er keinen besseren und namentlich keinen ehrlicheren fand als bei ihm. Als ihn die Universität am 23. November 1923 ehrenhalber zum *Doktor der Staatswissenschaften* ernannte, hat er sich mächtig gefreut — aber in seinem Kreis wollte er auch nachher, so wenig wie der «Herr Präsident», so wenig auch der «Herr Doktor» sein; der Name, den ihm sein Vater überliefert hatte, schien ihm immer noch das Schönste.

*

*

*

Was er seiner *Familie* war, das stand schlicht und so, daß es niemand besser zu sagen wüßte, auf dem Blatte der Erinnerung zu lesen, das die Hand des Sohnes auf seinen

Sarg gelegt hat. Hier muß der Biograph schweigen. Wie hat er an seinen Kindern gehalten und ihrer immer, in Leid und Freud, gedacht. Als er auf seiner Reise nach Algier sich in Genua aufhielt und dort auf den Righi fuhr, schrieb er abends ins Tagebuch: «Schöne Erinnerungen, als wir vor drei Jahren mit den Mädchen über Ostern hier waren! Es macht mir in meinem Leben kaum etwas soviel Freude, als wenn ich mit meinen Kindern reisen oder Ausflüge machen kann. Heute bin ich leider allein — damals freute ich mich so sehr an der Bewunderung, den großen Augen, welche die beiden Mädchen machten! Wie wird es erst sein, wenn einmal die Buben mitkommen!» Und wie tat es ihm wohl, als Großvater neue Freuden zu erleben und mit den Jahren einen immer weiteren Kreis von Enkeln um sich versammeln zu können. Auch dann, wenn ihn Plagen immer mehr drückten, hat er wenigstens auf seinem schönen Landgut Witwald die Sorgen dahinten gelassen und sich — wäre er anders gewesen, müßte man sagen: wie ein Patriarch — harmlos und heiter den Freuden des Augenblicks hingegen. Es kam wohl vor, daß er auf die sorgende Erkundigung, ob ihn droben die Arbeit stark geplagt hatte, dem eher verblüfften Frager sagen konnte: ach nein, er habe für seine Enkel «glaubsägelet». An jenem Besitz — sein Königreich, wie wir einmal dort oben scherzten — hat er mit ganz besonderer Liebe gehalten und sich dort immer wieder neue Kraft geholt. Die Abgeschiedenheit, der Blick in die Weite, die Stille, die so tief war, daß er sie hörte, um mit Fontane zu reden, all das tat ihm wohl, und es erschien seinen Freunden wohl das erste wirklich bedenkliche Zeichen der abnehmenden Gesundheit, als er klagte, er müsse sich in Basel von seinem Witwald erholen.

Noch ein anderes, aber sicher nicht das Unwichtigste aus seinem Leben zu Hause sei wenigstens angedeutet. Rudolf Sarasin hatte das seltene Glück, in seiner Frau nicht nur eine sorgliche, sondern auch eine verständnisvolle Lebensgefährtin zu besitzen; sie hat ihm, ohne je irgendwie hervorzutreten, immer wieder geholfen, all das Schwere,

das an ihn herantrat, zu tragen und zu überwinden. Wenn ihn sein Temperament hinzureißen drohte oder wenn ihn viel mehr, als er zeigen wollte, Zweifel über das Richtig oder Falsch einer zu treffenden Entscheidung plagten, da hat er vor dieser seiner letzten und liebsten Instanz sich ausgesprochen und still und klug sich beraten lassen. Und wenn er dann nachher, natürlich immer nur unter vier Augen, sich auf diese Aussprache berief, dann wußte man, daß er seiner Sache sicher war und zuversichtlich dem Weiteren entgegensah.

Ueber seine *religiöse* Einstellung nur ein kurzes Wort. Ein Brief von Martin Dibelius, den er in einer deutschen Zeitung las, hat ihn besonders gepackt, so daß er ihn zu sich nahm; es heißt dort: «Es ist gut, wenn ein Mann tapfer sterben kann. Aber heute heißt es: Sterben ist leicht, leben ist schwer! Wir brauchen heute Menschen, die es nicht als höchstes Glück empfinden, wenn die ewige Quälerei morgen für sie ein Ende hat, sondern die mitten in der Misere der Gegenwart tapfer und zukunftsfreudig leben. Solche Männer gibt nur ein Glaube, der eine Hoffnung bringt. Ein neuer Lebenswille entsteht nur, wo über dem Leben die Ewigkeit Gottes leuchtet. Das ist der ungeheure Dienst, den die christliche Verkündigung einem müde gewordenen Volke leistet, daß sie durch die Botschaft des Evangeliums die Pflicht zum Leben als Gebot und große Möglichkeit in die Seele schreibt.»

Darin liegt das, was er sich dachte, was er sich zur Richtschnur nahm und was er hoffte. Und wie er zur Kirche stand, zeigt ein Osterbrief aus Italien 1925: «... die Engländer ziehen scharenweise in ihre Kirche; ich muß es ohne machen. Es ist neben der Erbauung die *Gemeinsamkeit* mit Menschen ähnlicher Gesinnung doch etwas, was einem an einem Feiertag wie Ostern in der Fremde fehlt...»

* * *

Und noch einmal fällt beim Mustern seines Nachlasses der Blick auf seine so zahlreichen *Briefe*, denen eine Dar-

stellung seines Lebens und Charakters so viel verpflichtet ist. Es hat keinen Sinn, nach Maßstäben zu suchen und seine Briefe als etwas Außerordentliches zu preisen. Das sind sie nicht und wollten es namentlich nie sein. Aber wer ein wenig hinhört, der glaubt doch wohl auch hier jenen besonderen baslerischen timbre zu vernehmen, der in Briefen eines anderen Baslers und großen Italienfahrers so oft anklingt und der auch andere als den Empfänger allein zu fesseln und ihnen etwas zu bieten vermag. In seiner Art war Rudolf Sarasin ein ganz vortrefflicher Briefschreiber. Er hatte nicht nur die in unserer hastigen Zeit immer seltener werdende Lust zum Schreiben; er besaß auch die ebenso seltene Gabe, gut zu schreiben. Wie oft hat er am Abend noch rasch einige Seiten aufs Papier geworfen, um das Geschaute festzuhalten, die Fülle der Eindrücke zu bändigen und die Familie oder die Freunde daheim auch an der Freude teilhaben zu lassen. Es sei verstattet, in wehmütiger Erinnerung ein paar Blätter zu sammeln; sie zeigen den Schreiber noch von einer besonders freundlichen Seite.

Am 25. Januar 1910 schreibt er ins Tagebuch:

«Nachmittags nach Genua; auf dem Apennin noch ziemlich viel Schnee; prächtiger klarer Abend — rotgolddener Sonnenuntergang und bei der Einfahrt in den Busen von Genua herrlicher Vollmond, alles mit seinem kalten, milden, bleichen Licht übergießend. Genuas Lage ist und bleibt einzig und die alten engen Straßen mit den stolzen Palazzi immer eigenartig und imponierend. Im neuen Hotel Miramare gute Unterkunft. Nach dem Nachtessen kurz in die Stadt — viel Leben auf den Straßen — die Italiener bringen glaub ihr halbes Leben mit Schwatzen und Herumstehen auf den Straßen zu. Auch während des Tages ist es auffallend, wie viele Leute immer ohne etwas zu tun herumstehen — in einer Schweizer Stadt wäre so etwas gar nicht möglich . . .»

Im Sommer 1925:

«Besonders reizvoll finde ich immer, so innert weniger Stunden aus der üppigen Vegetation eines piemontesischen

Paradieses in die nicht minder eindrucksvolle Pracht, aber herbe Wildheit eines St. Bernhard mit seinen 2500 m und den lebhaften Farben der Blumen und Matten und dem kalten Schnee sich versetzt zu sehen und alle diese Schönheit und Kontraste an sich vorbeiziehen zu lassen. (Dä Satz isch z'lang grote) . . .»

Und im Frühjahr 1926:

«Gestern machte ich einen feinen Bummel auf die hinter Alassio liegenden Berge, wo auch die Madonna della Guardia auf einem Felskopf klebt, mit wunderbarem Blick in den schneebedeckten Apennin und in die Täler mit Dörfern und Kirchen und Hügeln, wie sie Perugino so fein und lieblich malte. Heute sitze ich am Meer und ergötze mich an den brausenden Wellen, die sich an den Felsen des Capo Santa Croce immer neu und wechselnd brechen . . .»

Im April 1932:

« . . . Gestern war es schön in der Villa Doria — leider bedeckt und kühl. Aber was ist das doch für ein prachtvoller Park. Auf einer großen Matte spielten einige katholische Seminaristen in ihren langen Röcken football — ein höchst komischer Anblick, wenn die kräftigen Beine aus den langen Soutanen in die Höhe flogen. Nicht einmal für solche Fälle dürfen die armen Teufel aus ihrer schwarzen Haut fahren . . .»

Und ein paar Tage später:

«Heute ist es endlich zu der längst geplanten Fahrt nach dem Lago Bracciano gekommen. Prächtiger Morgen, mit einer stolzen ‚Fiat-Limousine‘ fuhren wir wie die Fürsten . . . es war genußreich. Der Lago, ein Kratersee, sehr hübsch gelegen; auf einem Felsen das alte Städtchen Bracciano mit trutzigem mittelalterlichem Schloß der Orsini, jetzt Odescalci — feine Namen! Dann nach Caprarola mit prachtvollem Palast des Kardinals Farnese, reizende Gartenanlage mit Wasserkünsten, im kleinen wie Villa d'Este . . .»

Von seinem vielseitigen Briefverkehr, den er zu Hause, auf seinem Landgut Witwald und selbst vom Krankenlager

aus unterhielt, darf man sagen, er sei ihm, auch wenn es ums Kollegiale oder um offizielle Dinge ging, mehr als eine formelle Pflicht, er sei ihm eine Herzenssache gewesen. Wie mancher, der diese Zeilen liest, wird sich dankbar eines Briefes von der Hand Rudolf Sarasins erinnern, der freundlich und freimütig in einer besonderen Stunde das richtige Wort fand und in keinem Fall je ein banaler Komplimentemacher gewesen ist.

* * *

Und nun, wenn diese Zeilen abgeschlossen werden sollen, kommt einem so recht zum Bewußtsein, daß das Eigentliche, das Bleibende einer Persönlichkeit so schwer festgehalten und mit Worten kaum gesagt werden kann. Wer Rudolf Sarasin nahekam, sei es in der Arbeit oder in der Erholung, in Freundschaft oder bei einer Auseinandersetzung, der mußte spüren, daß er einen Mann vor sich sah, für den es keine Lauheit und Gleichgültigkeit, sondern nur Freunde und Gegner gab. Was er sonst noch gewesen ist, und es war das Beste, das mag jeder in der Stille mit Trauer bedenken.
